

Verbundkatalog Kalliope

Das letzte Morlinchen

Bonsels, Waldemar

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Das Letzte Moorlinchen .

von

Waldemar Bonsels

Die Geschichte des letzten Moorlinchens ist nicht durch Menschen übermittelt worden; unter diesem Geschlecht ist sie längst in Vergessenheit geraten oder nie bekannt gewesen, und nur die Pflanzen, Bäume und Tiere haben sie auf geheimnisvolle Weise bewahrt, der Wind über Moor und Heide, die Stimmen des Wassers, das Weben der Dämmerung und die Sterne.

Es ist nicht leicht, diese Stimmen der Elemente zu belauschen oder etwas von ihnen zu erfahren, und es gehören Andacht und Stille dazu, die Hingabe und das Achten auf den Takt des fremden und eigenen Blutes, die mit den Lauten der Natur zusammenklingen, wenn man sich ihr so tief überlässt, als schlief man in ihr ein. Dadurch entsteht bei einigen Seelen ein ähnlicher Zustand wie der Traum; es ist ein Träumen mit wachen Augen, die aber nicht in der Welt der äusseren Erscheinungen umherschauen, sondern ihre Blicke nach innen richten, in eine Welt, die anfänglich dunkel zu sein scheint, aber bald Helligkeit gewinnt.

Dann erwächst einem Menschen zuweilen der Sinn dafür, dass die sonst scheinbar stummen und verschlossenen Wesen und Gestalten umher Stimmen haben und zu reden vermögen. Besonders Kindern ist dies zuweilen offenbar geworden; merkwürdigerweise haben die erwachsenen Leute zumeist die Empfänglichkeit dafür verloren oder sie wollen solchem Hang nicht nachgeben, weil sie nach ihrer Meinung Wichtigeres und Nützlicheres zu tun haben, und oft schon auf die Taschenuhr schauen müssen, wenn sie nur eine Stunde am Waldrand geruht haben.

Nur in der Stille klingen die verborgenen Stimmen auf, und auch dort erst nach langem Lauschen ohne Neugier oder Willkür; man muss verweilen, als gehörte man zu den zarten und lebendigen Geschöpfen der Wiese, des

Waldes oder der Heide. Schon der Gedanke, man wäre mehr oder gar etwas Besseres als sie, lässt sie verstummen, und ein hochmütiges Herz, das keiner Andacht fähig ist, bleibt ohne ihre Gaben und ohne ihre Gemeinschaft leer zurück und trollt sich endlich, höchstens ein wenig erfrischt und ausgeruht, aber nicht bereichert.

Da fließt nun etwa ein Bach durch den Hochwald, sucht sich durch bewachsene Ufer seinen Weg ins Wiesenland und glänzt im Sonnenschein auf, wenn sich der blaue Sommerhimmel über ihm öffnet. Da kommt dann wohl ein Mensch daher, sieht und betrachtet ihn, freut sich für einen Augenblick an seinem hellen, munteren Leben, und wandert weiter. Das mag so recht und gut sein, jedoch ein anderer lässt sich an seinen Ufern in den Blumen am Schattenrand des Baches nieder; er betrachtet den Bach nicht nur, sondern er lauscht auf die Wasserstimmen unter der Böschung oder im Strudel des Gerölls; vermeint allerlei Geraune und Geflüster aus einer fremden Welt zu vernehmen, fängt mit seinen Augen die Lichtblitze auf, die die Flut dem Himmel zurückwirft, und denkt sich vielleicht: Woher mag der Bach kommen, und wohin mag erffliessen? Was für sonderbare Laute ruft er hervor und trägt sie mit sich fort?

Auch das ist schön und beruhigt für eine Weile die Seele des Menschen, der durch viel Lärm und Unstete, durch Mühen und Sorgen geplagt sein mag. Ein Dritter nun verweilt am Bach, er erschaut nicht allein die lichte Lebendigkeit seiner Flut, er sieht nicht nur die Blumen am Wiesenrain, ihre Gestalten und Farben, sondern er lässt auch den Erd- und Blütenduft mit dem Hauch des Wassers langsam in seine Sinne und Seele ziehen, als atmete er sie ein. Da wird ihm, bei frommem Verweilen, langsam mehr und mehr zumute sein, als dufteten nicht nur die Blumen, sondern als höbe ihr Hauch und die Pracht ihrer zarten Farben seine Seele mit ins Blau des Himmels empor, dahin ihr geduldiges Blumenwesen gläubig gerichtet ist. Ihm wird sein, wie verzaubert durch die Stimme des Bachwassers, als zöge seine Seele, klar

und ewig bestimmt, mit ihm in eine wundervolle Weite, nicht mehr fragend woher und wohin, sondern einfach fröhlich, wie sie. Und wenn vielleicht ein Waldvogel einsetzt und das Herz mit der Helligkeit seiner Stimme entzündet, so mag es geschehen, als sei nun der Beschauende und Lauschende nicht mehr einsam und von allen abgeschieden ein Mensch, sondern als sei er selbst zum Bach geworden, zum Lebenstrieb der Pflanzen, zum Lied des Vogels.

So vermag sich das Geflüster der Gräser im Wind in eine Aussage zu verwandeln und der Wasserklang zur Offenbarung einer verborgen wirkenden Welt, tief auch in uns. Der fallende Tropfen von den Blättern zergeht in einem Aufatmen des Pflanzenkeims, der ihn empfängt, der Wind macht die grünen und dürren Halme zu einer Harfe seiner belebenden Kraft, und das Aufbrechen einer Knospe tönt wie Daseinsjubiläum. In seinem Klang erschallt der Frohsinn der Entfaltung unter dem wärmenden Sonnenlicht und zugleich schon, noch gehorsam geborgen, das Leid des Welkens einst.

Auf solche Art können die Lebenskräfte der Natur den Menschen zuweilen daran teilnehmen lassen, wie ihr Wesen sich in Gemeinschaft aller Wesen vollzieht, was sie bekunden und was der Mensch unter ihnen bedeutet. Vor Urzeiten gab es Wesen von Gestalt und Art zwischen Pflanze, Tier und Mensch, die solche Kräfte nicht allein zu eigen hatten, sondern sie auch in geheimnisvoller Weise vermittelten und sich ihrer bedienten, um mit den Menschen der damaligen Zeit in Verbindung zu treten und auf sie einzuwirken, viel deutlicher, als heute noch bei uns. Zu diesen wunderbaren Wesen zwischen dem Schöpfungsruf und der Bewusstwerdung des Menschen gehörten die Moorlingen. Es sind kleine, zarte Zwischengeisterchen gewesen, zumeist von der Grösse eines zehnjährigen Kindes, die an allzu hellen Tagen auf dem Grunde der Moorgewässer, Teiche oder Seen lebten und nur in der Dämmerung oder des Nachts in vielerlei und immer wechselnder Gestalt, beim hohen Mond oder bei klarem Sternlicht auftauchten und sichtbar oder unsichtbar ihr Tun und Spiel im Sumpfgelände trieben, zumeist in der Nähe menschlicher

Siedlungen, da die menschliche Seele grosse Anziehungskraft auf sie ausgeübt haben soll.

Sie konnten in jede Verwandlung flüchten, ganz wie es ihnen gefiel, und so hatten sie ihr Dasein bald als Blumenduft, der durch den lauen Wind dahinzog und die Sinne der lebendigen Wesen lockte oder berauschte, bald als Eulenschrei, oder als Irrlicht, als kleines Bodentier oder Fledermaus. Jedesmal, wenn sie sich wandelten, verband sich ein heimlicher Sinn mit ihrem Tun und Gehabe, ein Eingriff in das Gewebe und Gewese der Seelen umher. Die Sage berichtet, dass sie auch die Gestalt lichter und schöner Mädchen annahmen, als welche sie deutlich in das Blickfeld der Jünglinge und Männer traten und bald darauf wieder so zart und durchsichtig mit Mondlicht und Nebel verschmolzen, dass niemand sich recht darüber klar zu werden vermochte, ob er ein leibhaftiges Gebilde oder nur eine Erscheinung seiner Phantasie erblickt hatte. So standen sie mit Trübsal und Freude im Bund, mit Hoffnung, Angst oder Schrecken.

Das letzte Moorlinchen, von dem auf jene geheimnisvolle Art Kunde in unsere Tage gedrungen ist, von der zu Anfang dieser Geschichte berichtet wurde, lebte vor Urzeiten in vielfach von dichten Wäldern durchzogenem Moorgelände, am Fuss eines grossen Gebirgszuges, dessen Zinnen und Schroffen von ewigem Schnee bedeckt waren und dessen Felsgeklüfte öde und unbewohnt weithin ins Land abfiel. Hier gab es Bäche und Ströme zwischen den gewaltigen Felsblöcken, die einst mit dem Eis niedergeschwennt worden waren, Baumriesen von gigantischen Ausmass und unbestimmbarem Alter, wilde Tiere in grosser Zahl, weithin gedehnte Moorgelände, die von Seen durchzogen und aufgehellte wurden. Erst wo die Wildnis sich aus diesen Niederungen wieder in einer sanften Hügelkette erhob, fanden sich die ersten Siedlungen der Menschen, die von Fischerei, Jagd und den Früchten der Bäume lebten, ohne schon Ackerbau zu treiben oder die Zucht von Haustieren kennengelernt zu haben.

Die Geister der Natur und die Wald- und Wasserdämonen, die diese Urwelt bevölkerten, hielten sich zumeist auf Seiten der Pflanzen und Tiere und standen ihnen bei. Sie bekämpften den Menschen als ihren gemeinsamen Feind. Von diesem Widerstand wussten die Menschen sehr wohl, sie ahnten in Furcht und Abwehr das Walten der unvertrauten Mächte, deren heimliche Gegenwart und deren bösen Widerstand sie fühlten, und bedienten sich alter, bewährter Beschwörungsformeln und althergebrachter Zauberworte zu ihrem Schutz. Vor allem aber des Feuers, einer mehr und mehr unter ihnen aufgekommenen lebendigen Macht, die von den Dämonen und Naturgeistern am meisten gefürchtet wurden.

Das Moorlinchen hauste an einem Felshang, der über den See hinausragte, in dem sie, zumeist am Tage bei allzu grellem Sonnenlicht, in der Tiefe der glasgrünen Flut ruhte oder schlief. Der Stamm einer gewaltigen Ulme, der geborsten war, brach dunkel und mächtig neben dem Felsblock aus dem Erdreich hervor, die beiden Starken hatten jahrhundertlang miteinander im Kampf gelegen, und der Baum hatte den Felsen gesprengt und abgedrängt. So spiegelten die Geborstenen ihre Gestalten in der Seeflut, unter sich in ihrem Geschatte den Zug der Fische. An stillen und sonnigen Tagen gewährten sie vielerlei Getier und Vögeln Unterkunft. An dieser Stätte und ihrem Bereich hielt sich in der Morgenröte, der Abenddämmerung und in hellen Nächten das Moorlinchen am liebsten auf. Es war ihre Heimstätte, der Ort ihrer Entstehung und ihrer Wirkungskraft im Umkreis der Natur.

Zog der Sturmwind durch das Tal über die weite Moorebene dahin zum See, so brach sich seine Gewalt an den Kanten, Rissen und Höhlen der beiden alten Gebilde über der Flut und heulte. Seine hellen und tiefen Stimmen stöhnten, jauchzten und orgelten wie auf einer Harfe, sie sanken in ein melodisch tiefes Sausen herab, oder sie klagten traurig. Immer klangen darin ein A, ein langgezogenes U und ein helleres J auf, so dass das Moorlinchen bei allen Wesen ihres Bereichs, die sie kannten oder ahnten oder

die von ihrem Aufenthalt an dieser Stätte wussten, den Namen Ahuli erhalten hatte.

Ahuli kannte die Menschen, sie beobachtete sie und trieb zuweilen ihr Spiel mit ihnen, sichtbar oder unsichtbar, aber ohne Liebe oder Hass. In einer Felshöhle, nicht fern ihrer eigenen Stätte am See, hauste ein junger Jäger, dessen Tun und Treiben sie mit Neugier und Teilnahme verfolgte, wenn auch mit Scheu und leisem Widerwillen, seit sie in einer Nacht gesehen hatte, dass er in seiner Felshöhle das schreckliche Feuer entfachte und unterhielt, das ihr Grauen einflösste und die Ahnung von Niedergang und Vergehen. Aber sie betrachtete den grossen Hellhaarigen, der aufrecht ging und die Herrschaft über die Wälder, Moore, Seen und sein Getier ausübte, als zu ihrem Bereich gehörig und blieb ihm nah. Bald erkannte sie, dass er die Feuersglut erstehen liess, um die wilden Tiere von seinem Felsbau fernzuhalten, sie fürchteten sich vor dem Geflamme und der Glut, die die Nacht beunruhigten und ihren gewohnten Dahingang und ihr Gesetz störten.

Um den Feuerschein, der oft weithin leuchtete, wenn die Nacht dunkel war, versammelten sich zu ihrem Erstaunen die geflügelten Tiere der Luft und die Waldvögel, die des Nachts lebten. Die Vögel schienen zornig zu sein, die Falter dagegen liessen sich locken; es war schwer zu erkennen, ob sie die rote Willkür zu bekämpfen trachteten, oder ob sie darin, wie in einem wilden Rausch, die Wandlung ihres Wesens, eine andere Welt des Seins suchten, den merkwürdigen Tod.

Ahuli bedauerte die Tiere nicht, noch nahm sie sich ihrer ungebeten an; es erhob sich in ihr selten der Wunsch, in der Natur etwas zu ändern oder gar zu bessern, die Natur vollzog ihre Pläne und bestand in ihrem Gesetz. Erst der Mensch, dies onderbare, so andere Wesen, das der Umwelt Gewalt antat und mit dem Feuer Umgang zu pflegen vermochte, forderte ihre Süchte und ihren Widerspruch heraus, und es trieb sie immer drängender dazu, sich in sein Verhalten und in seine Dinge einzumischen.

Einmal, als er arglos und leicht bewehrt, nur mit Pfeil und Bogen, auf der Jagd nach Rotwild und Seevögeln war, lockte sie den Bären auf seine Fährte. Sie reizte den Grossmächtigen, ganz gegen ihre sonstige Art, denn sie brannte vor Verlangen, zu erspähen, wie die Begegnung zwischen ihm und dem Menschen ausgehen möchte. Sie geriet in grosses Erstaunen, als sie dem Schauspiel des Kampfes beiwohnte, und ein neues, ihr bisher unvertrautes Gefühl schwelte in ihr auf und bedrängte sie.

Der junge Mensch hörte den Bären, bevor er ihn sah, ja, es erschien fast so, als schaute er ihn mit verborgenen Augen und tiefen Sinnen, bevor er ihn hörte und bevor er in sein Blickfeld geriet. Er schlug den Pfeil so rasch auf den Bogen, als schnellte ein Windstoss ihn herzu und in die rechte Lage, richtete sich hoch auf, und in seine Augen, die blau wie der See am Tage waren, kam ein wunderschönes Licht, als strahlte Kraft von innen her der Gefahr entgegen. Der Pfeil fuhr dem Bären, der aufrecht, mit erhobenen Pranken, heranstürmte, durch den Hals, tötete ihn aber nicht, so dass er seinen wilden Trott mit lautem Gebrüll auf den Menschen zu fortsetzte, eine schwarzbraune, geballte Dickichtnacht von grosser Gewalt.

Der junge Mensch liess ihn zu Ahulis Erstaunen ganz dicht an sich herankommen, so dass sie schon glaubte, er gerate unfehlbar in die tödliche Umarmung der Pranken; jedoch im letzten Augenblick, schon vom Tode angelichtet, sprang er mit einer jähen Wendung von grosser Geschmeidigkeit blitzschnell zur Seite und mit zwei mächtigen Sätzen hinter den Bären ins Gefelse. Als der Anstürmende, der vor Wut und Schmerz brüllte, sich kaum gewandt hatte, traf ihn ein zackiger Stein, grösser als ein Menschenhaupt, mit solcher Wucht in den aufgesperrten und dampfenden Rachen, dass das Tier taumelnd und mit einem gurgelnden Heulen zurücksank. Und nun erreichten den laut Brüllenden, der sich zu neuem Kampf emporwälzte, Schlag auf Schlag, ein Stein nach dem andern, so rasch und kraftvoll geschleudert, als hagelte ein Gewitter von Felsblöcken den Hang nieder, und alle landeten ge-

nau, wo sie sollten, bis der Bär im quellenden Blut verröchelte, Augen und Kiefer zerschlagen.

Mit dem zerstampften Pflanzenwerk am Boden, mit dem atemlos verstummen Getier der Erde und der Luft umher, mit dem Hauch der Dämmerung erbebte Ahuli. Sie wandte kein Auge von dem Hellhaarigen, Aufrechten, der seinen Atem bändigte und das Tierfell an seinen Lenden neu gürte. Dann sah er auf den toten Bären nieder, und in seinem Gesicht brach nach der wilden, finsternen Wutgrimasse ein Licht auf, das strahlte und Ahuli in wunderbarer Tiefe berührte, er lachte.

Das klang wie das freudige Bachwasser oder wie das Vogellied, es wirkte wie warme Luftströme aus der Südwelt und wie der Geruch im Frühling, wenn der Boden taute. Ahuli erzitterte, und ihr war in diesem Geschimmer und Gemalle, als sei dies die Stunde einer neuen Auflichtung ihrer geisterhaft fernen, von Kampf, Blut und Triumph der Menschen geschiedenen Welt.

. . .

Das Moorlinchen wusste wohl, dass die Wesen von Fleisch und Blut, Tiere wie Menschen, den Tod fürchteten, sie liebten alle den Zustand, in dem sie auf der Erde ihr Dasein ^{voll} xxxbrachten, und suchten ihn zu erhalten. Sie erkannten nicht, dass die Allseele sie immer wieder zu sich aufnahm und zu neuen Lebensformen verwandelte, ähnlich wie es der Wasserflut durch die Sonne geschah, oder den Blättern und Früchten der Gewächse, die im Herbst fielen und im Winter verwitterten, um mit den kommenden Frühlingsen in neuer Gestalt wieder zur Sonne emporzudrängen. Darum war der Tod der Geschöpfe Ahuli so gleichgültig wie ihr Leben, nicht nur deshalb, weil sie vermeinte, sie selbst sei für ihr Teil den Gesetzen des Todes nicht unterstellt, sondern auch, weil sie nicht leiden und lieben konnte, wie die Vergänglichsten. Für sie selbst gab es in ihrer Vorstellung nicht Anfang noch Ende; den Tieren war für beide keine bewusste Wahrnehmungskraft verliehen, aber ihr kam es so vor, je länger, umso deutlicher, als habe der Mensch eine ganz andere,

eine bewusste Eingebung von Leben und Tod.

Zwar fürchtete er sich nicht vor dem Tode, das glaubte sie bei seinem Kampf mit dem Bären erkannt zu haben, aber in seinem ganzen Tun und Gehabe, vor allem im Blick seiner Augen, regte sich etwas Traurig-Dringliches, ein Schweifen in Fernen, die nicht erreichbar waren, ein Verlangen nach anderer Freiheit als diejenige, die die Natur ihm gewährte. Es lag eine Trauer in seinen Augen, besonders wenn der Blick ruhte, ein Leid ohne Schmerzen des Leibes. Immer erschien es ihr, als wäre im Menschen der Wunsch wach und wirksam, dass irgend^{etwas} Unbestimmbares in ihm Dauer haben möchte, ein Verharren und Verweilen, das nicht allein im Kommen und Gehen, im Wiedererscheinen und Wiederversinken bestand, sondern in einem Dasein über allem Wandel. Das beschäftigte sie besonders seit dem Kampferlebnis auf der Steinalde, und sie beschloss, diesem Geheimnis nachzuspüren, um es zu ergründen, obgleich eine verborgene Stimme sie davor warnte.

So hielt sie sich trotz dieser leisen Bangnis jetzt oft in der Nähe des Jägers auf und trieb ihr geisterhaftes Spiel mit ihm, wie es ihrer Art entsprach, ohne anfänglich danach zu trachten, ihm zu schaden oder zu nützen. Ihr lag nur daran, dass er ihre Gegenwart spüren möchte, wie sie die seine. Zuweilen, auf der Jagd, lenkte sie seine Pfeile vom Ziel ab, so dass er in Zorn geriet und dem entkommenen Wild grimmig nachstarrte. Er prüfte sein Gerät sorgfältig, und wenn er kein Fehl daran entdeckte, blickte er sich um, lauschte und beriet sich, wie mit einem zweiten Menschen, das wirkte sehr sonderbar. Ahuli merkte, dass er ihre Nähe wahrnehm und die Gegenwart einer fremden Einwirkung ahnte. Er schien auf Mittel zu sinnen, um das Unheimliche über sich und um sich her zu bannen oder zu versöhnen. Und siehe da, er vermochte mancherlei in die Wege zu leiten, das sie bedrängte und ihre Wirkung ausschaltete.

Einmal lockte sie ihn in einer hellen Nacht, in der sein schreckliches Feuer nicht brannte, auf ihre Felsbehausung über dem See, an den geborste-

nen Stamm der Ulme. Sie erschien ihm in Gestalt eines schönen Menschenweibes, zart, hellhaarig wie er und ohne verhüllende oder entstellende Nebelgewänder, weiss und lieblich im lockenden Bild. Er erhob sich, wie entgeistert und wie in einem Traum, von seinem Fellager neben der Feuerstätte und ging der schwebenden Erscheinung durch die schützenden Felsblöcke des Höhleneingangs nach, die Augen gross, leer und still erhoben, als fürchtete er, dass der prüfende Blick die Wohlgestalt entstellen oder vernichten möchte. Sie schwebte dicht vor ihm, vom Sternhimmel eingerahmt, und erschien ihm begehrenswert wie das Leben selbst, Nahrung und Quellwasser, Feuer und Schlaf.

Ahuli hütete sich wohl, dass er ihr zu nahe käme oder dass er sie gar erreichte und berührte, denn sie wusste, dass es ihr Verhängnis bedeutete, wenn sie mit der Wärme und dem Blut des Menschen in Berührung geriete. Die Gefahr war gross, denn sie sah nun, dass er seine Arme emporhob, und dass sein Gesicht einen wilden Ausdruck von qualvollem Durst annahm. Dicht am Rand des Sees, auf dem vorspringenden Felsblock, der über die Flut herniederhing, löschte sie sich aus, denn sie gewahrte, dass er nicht haltmachen würde; er sah nicht Land noch Wasser, noch den Weg für seine Füsse, er sah nur sie.

Dort, dicht neben dem Abgrund zum Wasser nieder, warf er sich zu Boden und lehnte sich ermattet, in einem trostlosen Erwachen, an den rauhen Stamm des alten Baums. Das Mondlicht zog eine breite, glitzernde Strasse über den See, unter den Sternbildern dahin, die still und ewig leuchteten.

Ahuli sah, vom Buschwerk der Ulmenzweige aus, nun unsichtbar für die Augen der Irdischen, auf den Menschen nieder. Ein Hauch von Wärme seines Körpers drang zu ihr empor und beunruhigte sie, so dass sie erbebte. Es zog sie sonderbar wohlmeinend zu ihm nieder, eine zarte und sanft berückende Schwäche befiel sie, so dass sie erschrack und flüchtete. Sie rief aus der Ferne her den Wind an, der sich erhob und wehte, so dass im Gefelse

und im Geäst über dem Ruhenden, wie einst und immer, das Erklängen begann. Der Mensch lauschte und öffnete seine ganze Seele dem Getön und Erbrausen um ihn her und versenkte sich in die Laute, als gäben sie seinem Verlangen Gestalt und die Antwort, die er mit grosser Inbrunst suchte. Da kam es, erst kaum gehaucht, dann fester und klarer, jetzt ganz deutlich und vernehmbar über seine Lippen:

"Ahuli! Ahuli!"

Mit diesem Ausruf war der Bann gebrochen und die Natur hatte ihm die Beschwörungsformel eingegeben, mit der er das Moorlinchen herbeizurufen vermochte. Ihr Name und ihr Wesen waren ihm offenbar geworden. Ahuli erzitterte wie das Blätterwerk und die Halme im Wind, aber sie musste dem Ruf ihres Namens folgen und kam, seinen Augen unsichtbar, herzu, ganz nah, beugte sich tief zu ihm nieder und erlauschte, atemlos in einer ersten, tiefen Daseinsangst, seinen Wunsch. Sie sah an seinem Mund, dass Durst ihn plagte, und lenkte den Tau aus den Blättern auf seine Lippen. Sie hörte, dass sein Herz stürmisch schlug und ihn bedrängte, und legte die Kühle des Sees auf seine Stirn und Brust, so dass sein Atem ruhiger ging und er in Schlaf sank.

Ach nun, da er ruhte und seine Kräfte keine Gewalt hatten, drängte es sie aus fremdem Machtbereich dazu, ihn heimlich zu berühren. Sie lauschte in die verborgene Traumwelt seines Begehrens nieder und erschreck, denn sie hörte ein pochendes Rauschen, als brandeten Quellen der Tiefe ins Licht empor, als brächen Knospen in der Wärme auf, oder als sänge das dunkle Blut zugleich von überirdischer Gewähr und Dauer, wie auch von Kampf, Tod und Vernichtung.

Unheimlich und schauerlich kam ihr der Mensch vor, und sie entsetzte sich und entfloh, ohne ihn berührt zu haben, ratlos und unstet, als habe der Schlafende, der ihren Namen gerufen hatte, ihr eine Heimstätte geraubt. Die Kühle des klaren Sees lockte sie, und sie blieb dem Menschen und dem

Das Letzte Moorlinchen.

von

Waldemar Bonsels

Die Geschichte des letzten Moorlinchens ist nicht durch Menschen übermittelt worden; unter diesem Geschlecht ist sie längst in Vergessenheit geraten oder nie bekannt gewesen, und nur die Pflanzen, Bäume und Tiere haben sie auf geheimnisvolle Weise bewahrt, der Wind über Moor und Heide, die Stimmen des Wassers, das Weben der Dämmerung und die Sterne.

Es ist nicht leicht, diese Stimmen der Elemente zu belauschen oder etwas von ihnen zu erfahren, und es gehören Andacht und Stille dazu, die Hingabe und das Achten auf den Takt des fremden und eigenen Blutes, die mit den Lauten der Natur zusammenklingen, wenn man sich ihr so tief überlässt, als schliefe man in ihr ein. Dadurch entsteht bei einigen Seelen ein ähnlicher Zustand wie der Traum; es ist ein Träumen mit wachen Augen, die aber nicht in der Welt der äusseren Erscheinungen umherschauen, sondern ihre Blicke nach innen richten, in eine Welt, die anfänglich dunkel zu sein scheint, aber bald Helligkeit gewinnt.

Dann erwächst einem Menschen zuweilen der Sinn dafür, dass die sonst scheinbar stummen und verschlossenen Wesen und Gestalten umher Stimmen haben und zu reden vermögen. Besonders Kindern ist dies zuweilen offenbar geworden; merkwürdigerweise haben die erwachsenen Leute zumeist die Empfänglichkeit dafür verloren oder sie wollen solchem Hang nicht nachgeben, weil sie nach ihrer Meinung Wichtigeres und Nützlicheres zu tun haben, und oft schon auf die Taschenuhr schauen müssen, wenn sie nur eine Stunde am Waldrand geruht haben.

Nur in der Stille klingen die verborgenen Stimmen auf, und auch dort erst nach langem Lauschen ohne Neugier oder Willkür; man muss verweilen, als gehörte man zu den zarten und lebendigen Geschöpfen der Wiese, des

Waldes oder der Heide. Schon der Gedanke, man wäre mehr oder gar etwas Besseres als sie, lässt sie verstummen, und ein hochmütiges Herz, das keiner Andacht fähig ist, bleibt ohne ihre Gaben und ohne ihre Gemeinschaft leer zurück und trollt sich endlich, höchstens ein wenig erfrischt und ausgeruht, aber nicht bereichert.

Da fließt nun etwa ein Bach durch den Hochwald, sucht sich durch bewachsene Ufer seinen Weg ins Wiesenland und glänzt im Sonnenschein auf, wenn sich der blaue Sommerhimmel über ihm öffnet. Da kommt dann wohl ein Mensch daher, sieht und betrachtet ihn, freut sich für einen Augenblick an seinem hellen, munteren Leben, und wandert weiter. Das mag so recht und gut sein, jedoch ein anderer lässt sich an seinen Ufern in den Blumen am Schattenrand des Baches nieder; er betrachtet den Bach nicht nur, sondern er lauscht auf die Wasserstimmen unter der Böschung oder im Strudel des Geröll vermeint allerlei Geraune und Geflüster aus einer fremden Welt zu vernehmen fängt mit seinen Augen die Lichtblitze auf, die die Flut dem Himmel zurückwirft, und denkt sich vielleicht: Woher mag der Bach kommen, und wohin mag erffliessen? Was für sonderbare Laute ruft er hervor und trägt sie mit sich fort?

Auch das ist schön und beruhigt für eine Weile die Seele des Menschen, der durch viel Lärm und Unstete, durch Mühen und Sorgen geplagt sein mag. Ein Dritter nun verweilt am Bach, er erschaut nicht allein die lichte Lebendigkeit seiner Flut, er sieht nicht nur die Blumen am Wiesenrain, ihre Gestalten und Farben, sondern er lässt auch den Erd- und Blütenduft mit dem Hauch des Wassers langsam in seine Sinne und Seele ziehen, als atmete er sie ein. Da wird ihm, bei frommen Verweilen, langsam mehr und mehr zumute sein, als dufteten nicht nur die Blumen, sondern als höbe ihr Hauch und die Pracht ihrer zarten Farben seine Seele mit ins Blau des Himmels empor, dahin ihr geduldiges Blumenwesen gläubig gerichtet ist. Ihm wird sein, wie verzaubert durch die Stimme des Bachwassers, als zöge seine Seele, klar

und ewig bestimmt, mit ihm in eine wundervolle Weite, nicht mehr fragend woher und wohin, sondern einfach fröhlich, wie sie. Und wenn vielleicht ein Waldvogel einsetzt und das Herz mit der Helligkeit seiner Stimme entzündet, so mag es geschehen, als sei nun der Beschauende und Lauschende nicht mehr einsam und von allen abgeschieden ein Mensch, sondern als sei er selbst zum Bach geworden, zum Lebenstrieb der Pflanzen, zum Lied des Vogels.

So vermag sich das Geflüster der Gräser im Wind in eine Aussage zu verwandeln und der Wasserklang zur Offenbarung einer verborgen wirkenden Welt, tief auch in uns. Der fallende Tropfen von den Blättern zergeht in einem Aufatmen des Pflanzenkeims, der ihn empfängt, der Wind macht die grünen und dürrten Halme zu einer Harfe seiner belebenden Kraft, und das Aufbrechen einer Knospe tönt wie Daseinsjubiläum. In seinem Klang erschallt der Frohsinn der Entfaltung unter dem wärmenden Sonnenlicht und zugleich schon, noch gehorsam geborgen, das Leid des Welkens einst.

Auf solche Art können die Lebenskräfte der Natur den Menschen zuweilen daran teilnehmen lassen, wie ihr Wesen sich in Gemeinschaft aller Wesen vollzieht, was sie bekunden und was der Mensch unter ihnen bedeutet. Vor Urzeiten gab es Wesen von Gestalt und Art zwischen Pflanze, Tier und Mensch, die solche Kräfte nicht allein zu eigen hatten, sondern sie auch in geheimnisvoller Weise vermittelten und sich ihrer bedienten, um mit den Menschen der damaligen Zeit in Verbindung zu treten und auf sie einzuwirken, viel deutlicher, als heute noch bei uns. Zu diesen wunderbaren Wesen zwischen dem Schöpfungsruf und der Bewusstwerdung des Menschen gehörten die Moorlingen. Es sind kleine, zarte Zwischengeisterchen gewesen, zumeist von der Grösse eines zehnjährigen Kindes, die an allzu hellen Tagen auf dem Grunde der Moorgewässer, Teiche oder Seen lebten und nur in der Dämmerung oder des Nachts in vielerlei und immer wechselnder Gestalt, beim hohen Mond oder bei klarem Sternlicht auftauchten und sichtbar oder unsichtbar ihr Tun und Spiel im Sumpfgelände trieben, zumeist in der Nähe menschlicher

Siedlungen, da die menschliche Seele grosse Anziehungskraft auf sie ausgeübt haben soll.

Sie konnten in jede Verwandlung flüchten, ganz wie es ihnen gefiel, und so hatten sie ihr Dasein bald als Blumenduft, der durch den lauen Wind dahinzog und die Sinne der lebendigen Wesen lockte oder berauschte, bald als Eulenschrei, oder als Irrlicht, als kleines Bodentier oder Fledermaus. Jedesmal, wenn sie sich wandelten, verband sich ein heimlicher Sinn mit ihrem Tun und Gehabe, ein Eingriff in das Gewebe und Gewese der Seelen umher. Die Sage berichtet, dass sie auch die Gestalt lichter und schöner Mädchen annahmen, als welche sie deutlich in das Blickfeld der Jünglinge und Männer traten und bald darauf wieder so zart und durchsichtig mit Mondlicht und Nebel verschmolzen, dass niemand sich recht darüber klar zu werden vermochte, ob er ein leibhaftiges Gebilde oder nur eine Erscheinung seiner Phantasie erblickt hatte. So standen sie mit Trübsal und Freude im Bund, mit Hoffnung, Angst oder Schrecken.

Das letzte Moorlinchen, von dem auf jene geheimnisvolle Art Kunde in unsere Tage gedrungen ist, von der zu Anfang dieser Geschichte berichtet wurde, lebte vor Urzeiten in vielfach von dichten Wäldern durchzogenem Moorgelände, am Fuss eines grossen Gebirgszuges, dessen Zinnen und Schroffen von ewigem Schnee bedeckt waren und dessen Felsgeklüfte öde und unbewohnt weithin ins Land abfiel. Hier gab es Bäche und Ströme zwischen den gewaltigen Felsblöcken, die einst mit dem Eis niedergeschwennt worden waren, Baumriesen von gigantischem Ausmass und unbestimmbarem Alter, wilde Tiere in grosser Zahl, weithin gedehnte Moorgelände, die von Seen durchzogen und aufgehellert wurden. Erst wo die Wildnis sich aus diesen Niederungen wieder in einer sanften Hügelkette erhob, fanden sich die ersten Siedlungen der Menschen, die von Fischerei, Jagd und den Früchten der Bäume lebten, ohne schon Ackerbau zu treiben oder die Zucht von Haustieren kennengelernt zu haben.

Die Geister der Natur und die Wald- und Wasserdämonen, die diese Urwelt bevölkerten, hielten sich zumeist auf Seiten der Pflanzen und Tiere und standen ihnen bei. Sie bekämpften den Menschen als ihren gemeinsamen Feind. Von diesem Widerstand wussten die Menschen sehr wohl, sie ahnten in Furcht und Abwehr das Walten der unvertrauten Mächte, deren heimliche Gegenwart und deren bösen Widerstand sie fühlten, und bedienten sich alter, bewährter Beschwörungsformeln und althergebrachter Zauberworte zu ihrem Schutz. Vor allem aber des Feuers, einer mehr und mehr unter ihnen aufgekommenen lebendigen Macht, die von den Dämonen und Naturgeistern am meisten gefürchtet wurden.

Das Moorlinchen hauste an einem Felshang, der über den See hinausragte, in dem sie, zumeist am Tage bei allzu grellem Sonnenlicht, in der Tiefe der glasgrünen Flut ruhte oder schlief. Der Stamm einer gewaltigen Ulme, der geborsten war, brach dunkel und mächtig neben dem Felsblock aus dem Erdreich hervor, die beiden Starken hatten jahrhundertlang miteinander im Kampf gelegen, und der Baum hatte den Felsen gesprengt und abgedrängt. So spiegelten die Geborstenen ihre Gestalten in der Seeflut, unter sich in ihrem Geschatte den Zug der Fische. An stillen und sonnigen Tagen gewährten sie vielerlei Getier und Vögeln Unterkunft. An dieser Stätte und ihrem Bereich hielt sich in der Morgenröte, der Abenddämmerung und in hellen Nächten das Moorlinchen am liebsten auf. Es war ihre Heimstätte, der Ort ihrer Entstehung und ihrer Wirkungskraft im Umkreis der Natur.

Zog der Sturmwind durch das Tal über die weite Moorebene dahin zum See, so brach sich seine Gewalt an den Kanten, Rissen und Höhlen der beiden alten Gebilde über der Flut und heulte. Seine hellen und tiefen Stimmen stöhnten, jauchzten und orgelten wie auf einer Harfe, sie sanken in ein melodisch tiefes Sausen herab, oder sie klagten traurig. Immer klangen darin ein A, ein langgezogenes U und ein helleres J auf, so dass das Moorlinchen bei allen Wesen ihres Bereichs, die sie kannten oder ahnten oder

die von ihrem Aufenthalt an dieser Stätte wussten, den Namen Ahuli erhalten hatte.

Ahuli kannte die Menschen, sie beobachtete sie und trieb zuweilen ihr Spiel mit ihnen, sichtbar oder unsichtbar, aber ohne Liebe oder Hass. In einer Felshöhle, nicht fern ihrer eigenen Stätte am See, hauste ein junger Jäger, dessen Tun und Treiben sie mit Neugier und Teilnahme verfolgte, wenn auch mit Scheu und leisem Widerwillen, seit sie in einer Nacht gesehen hatte, dass er in seiner Felshöhle das schreckliche Feuer entfachte und unterhielt, das ihr Grauen einflösste und die Ahnung von Niedergang und Vergehen. Aber sie betrachtete den grossen Hellhaarigen, der aufrecht ging und die Herrschaft über die Wälder, Moore, Seen und sein Getier ausübte, als zu ihrem Bereich gehörig und blieb ihm nah. Bald erkannte sie, dass er die Feuersglut erstehen liess, um die wilden Tiere von seinem Felsbau fernzuhalten, sie fürchteten sich vor dem Geflamme und der Glut, die die Nacht beunruhigten und ihren gewohnten Dahingang und ihr Gesetz störten.

Um den Feuerschein, der oft weithin leuchtete, wenn die Nacht dunkel war, versammelten sich zu ihrem Erstaunen die geflügelten Tiere der Luft und die Waldvögel, die des Nachts lebten. Die Vögel schienen zornig zu sein, die Falter dagegen liessen sich locken; es war schwer zu erkennen, ob sie die rote Willkür zu bekämpfen trachteten, oder ob sie darin, wie in einem wilden Rausch, die Wandlung ihres Wesens, eine andere Welt des Seins suchten, den merkwürdigen Tod.

Ahuli bedauerte die Tiere nicht, noch nahm sie sich ihrer ungebeten an; es erhob sich in ihr selten der Wunsch, in der Natur etwas zu ändern oder gar zu bessern, die Natur vollzog ihre Pläne und bestand in ihrem Gesetz. Erst der Mensch, dies onderbare, so andere Wesen, das der Umwelt Gewalt antat und mit dem Feuer Umgang zu pflegen vermochte, forderte ihre Süchte und ihren Widerspruch heraus, und es trieb sie immer drängender dazu, sich in sein Verhalten und in seine Dinge einzumischen.

Einmal, als er arglos und leicht bewehrt, nur mit Pfeil und Bogen, auf der Jagd nach Rotwild und Seevögeln war, lockte sie den Bären auf seine Fährte. Sie reizte den Grossmächtigen, ganz gegen ihre sonstige Art, denn sie brannte vor Verlangen, zu erspähen, wie die Begegnung zwischen ihm und dem Menschen ausgehen möchte. Sie geriet in grosses Erstaunen, als sie dem Schauspiel des Kampfes beiwohnte, und ein neues, ihr bisher unvertrautes Gefühl schwelte in ihr auf und bedrängte sie.

Der junge Mensch hörte den Bären, bevor er ihn sah, ja, es erschien fast so, als schaute er ihn mit verborgenen Augen und tiefen Sinnen, bevor er ihn hörte und bevor er in sein Blickfeld geriet. Er schlug den Pfeil so rasch auf den Bogen, als schnellte ein Windstoss ihn herzu und in die rechte Lage, richtete sich hoch auf, und in seine Augen, die blau wie der See am Tage waren, kam ein wunderschönes Licht, als strahlte Kraft von innen her der Gefahr entgegen. Der Pfeil fuhr dem Bären, der aufrecht, mit erhobenen Pranken, heranstürmte, durch den Hals, tötete ihn aber nicht, so dass er seinen wilden Trott mit lautem Gebrüll auf den Menschen zu fortsetzte, eine schwarzbraune, geballte Dickichtnacht von grosser Gewalt.

Der junge Mensch liess ihn zu Ahulis Erstaunen ganz dicht an sich herankommen, so dass sie schon glaubte, er gerate unfehlbar in die tödliche Umarmung der Pranken; jedoch im letzten Augenblick, schon vom Tode angelichtet, sprang er mit einer jähen Wendung von grosser Geschmeidigkeit blitzschnell zur Seite und mit zwei mächtigen Sätzen hinter den Bären ins Gefelse. Als der Anstürmende, der vor Wut und Schmerz brüllte, sich kaum gewandt hatte, traf ihn ein zackiger Stein, grösser als ein Menschenhaupt, mit solcher Wucht in den aufgesperzten und dampfenden Rachen, dass das Tier taumelnd und mit einem gurgelnden Heulen zurücksank. Und nun erreichten den laut Brüllenden, der sich zu neuem Kampf emporwälzte, Schlag auf Schlag, ein Stein nach dem andern, so rasch und kraftvoll geschleudert, als hagelte ein Gewitter von Felsblöcken den Hang nieder, und alle landeten ge-

nau, wo sie sollten, bis der Bär im quellenden Blut verröchelte, Augen und Kiefer zerschlagen.

Mit dem zerstampften Pflanzenwerk am Boden, mit dem atemlos verstummten Getier der Erde und der Luft umher, mit dem Hauch der Dämmerung erbebte Ahuli. Sie wandte kein Auge von dem Hellhaarigen, Aufrechten, der seinen Atem bändigte und das Tierfell an seinen Lenden neu gürtete. Dann sah er auf den toten Bären nieder, und in seinem Gesicht brach nach der wilden, finsternen Wutgrimasse ein Licht auf, das strahlte und Ahuli in wunderbarer Tiefe berührte, er lachte.

Das klang wie das freudige Bachwasser oder wie das Vogellied, es wirkte wie warme Luftströme aus der Südwelt und wie der Geruch im Frühling, wenn der Boden taute. Ahuli erzitterte, und ihr war in diesem Geschimmer und Gehalle, als sei dies die Stunde einer neuen Auflichtung ihrer geisterhaft fernen, von Kampf, Blut und Triumph der Menschen geschiedenen Welt.

. . .

Das Moorlinchen wusste wohl, dass die Wesen von Fleisch und Blut, Tiere wie Menschen, den Tod fürchteten, sie liebten alle den Zustand, in dem sie voll auf der Erde ihr Dasein xxxbrachten, und suchten ihn zu erhalten. Sie erkannten nicht, dass die Allseele sie immer wieder zu sich aufnahm und zu neuen Lebensformen verwandelte, ähnlich wie es der Wasserflut durch die Sonne geschah, oder den Blättern und Früchten der Gewächse, die im Herbst fallen und im Winter verwitterten, um mit den kommenden Frühlingsen in neuer Gestalt wieder zur Sonne emporzudrängen. Darum war der Tod der Geschöpfe Ahuli so gleichgültig wie ihr Leben, nicht nur deshalb, weil sie vermeinte, sie selbst sei für ihr Teil den Gesetzen des Todes nicht unterstellt, sondern auch, weil sie nicht leiden und lieben konnte, wie die Vergänglichen. Für sie selbst gab es in ihrer Vorstellung nicht Anfang noch Ende; den Tieren war für beide keine bewusste Wahrnehmungskraft verliehen, aber ihr kam es so vor, je länger, umso deutlicher, als habe der Mensch eine ganz andere,

eine bewusste Eingebung von Leben und Tod.

Zwar fürchtete er sich nicht vor dem Tode, das glaubte sie bei seinem Kampf mit dem Bären erkannt zu haben, aber in seinem ganzen Tun und Gehabe, vor allem im Blick seiner Augen, regte sich etwas Traurig-Dringliches, ein Schweifen in Fernen, die nicht erreichbar waren, ein Verlangen nach anderer Freiheit als diejenige, die die Natur ihm gewährte. Es lag eine Trauer in seinen Augen, besonders wenn der Blick ruhte, ein Leid ohne Schmerzen des Leibes. Immer erschien es ihr, als wäre im Menschen der Wunsch wach und wirksam, dass irgendetwas Unbestimmbares in ihm Dauer haben möchte, ein Verharren und Verweilen, das nicht allein im Kommen und Gehen, im Wiedererscheinen und Wiederversinken bestand, sondern in einem Dasein über allem Wandel. Das beschäftigte sie besonders seit dem Kampferlebnis auf der Steinhalde, und sie beschloss, diesem Geheimnis nachzuspüren, um es zu ergründen, obgleich eine verborgene Stimme sie davor warnte.

So hielt sie sich trotz dieser leisen Bangnis jetzt oft in der Nähe des Jägers auf und trieb ihr geisterhaftes Spiel mit ihm, wie es ihrer Art entsprach, ohne anfänglich danach zu trachten, ihm zu schaden oder zu nützen. Ihr lag nur daran, dass er ihre Gegenwart spüren möchte, wie sie die seine. Zuweilen, auf der Jagd, lenkte sie seine Pfeile vom Ziel ab, so dass er in Zorn geriet und dem entkommenen Wild grimmig nachstarrte. Er prüfte sein Gerät sorgfältig, und wenn er kein Fehl daran entdeckte, blickte er sich um, lauschte und beriet sich, wie mit einem zweiten Menschen, das wirkte sehr sonderbar. Ahuli merkte, dass er ihre Nähe wahrnehm und die Gegenwart einer fremden Einwirkung ahnte. Er schien auf Mittel zu sinnern, um das Unheimliche über sich und um sich her zu bannen oder zu versöhnen. Und siehe da, er vermochte mancherlei in die Wege zu leiten, das sie bedrängte und ihre Wirkung ausschaltete.

Einmal lockte sie ihn in einer hellen Nacht, in der sein schreckliches Feuer nicht brannte, auf ihre Felsbehausung über dem See, an den geborste-

nen Stamm der Ulme. Sie erschien ihm in Gestalt eines schönen Menschenweibes, zart, hellhaarig wie er und ohne verhüllende oder entstellende Nebelgewänder, weiss und lieblich im lockenden Bild. Er erhob sich, wie entgeistert und wie in einem Traum, von seinem Fellager neben der Feuerstätte und ging der schwebenden Erscheinung durch die schützenden Felsblöcke des Höhleneingangs nach, die Augen gross, leer und still erhoben, als fürchtete er, dass der prüfende Blick die Wohlgestalt entstellen oder vernichten möchte. Sie schwebte dicht vor ihm, vom Sternhimmel eingerahmt, und erschien ihm begehrenswert wie das Leben selbst, Nahrung und Quellwasser, Feuer und Schlaf.

Ahuli hütete sich wohl, dass er ihr zu nahe käme oder dass er sie gar erreichte und berührte, denn sie wusste, dass es ihr Verhängnis bedeutete, wenn sie mit der Wärme und dem Blut des Menschen in Berührung geriete. Die Gefahr war gross, denn sie sah nun, dass er seine Arme emporhob, und dass sein Gesicht einen wilden Ausdruck von qualvollem Durst annahm. Dicht am Rand des Sees, auf dem vorspringenden Felsblock, der über die Flut herniederhing, löschte sie sich aus, denn sie gewahrte, dass er nicht haltmachen würde; er sah nicht Land noch Wasser, noch den Weg für seine Füsse, er sah nur sie.

Dort, dicht neben dem Abgrund zum Wasser nieder, warf er sich zu Boden und lehnte sich ermattet, in einem trostlosen Erwachen, an den rauhen Stamm des alten Baums. Das Mondlicht zog eine breite, glitzernde Strasse über den See, unter den Sternbildern dahin, die still und ewig leuchteten.

Ahuli sah, vom Buschwerk der Ulmenzweige aus, nun unsichtbar für die Augen der Irdischen, auf den Menschen nieder. Ein Hauch von Wärme seines Körpers drang zu ihr empor und beunruhigte sie, so dass sie erbebte. Es zog sie sonderbar wohlmeinend zu ihm nieder, eine zarte und sanft berückende Schwäche befiel sie, so dass sie erschrack und flüchtete. Sie rief aus der Ferne her den Wind an, der sich erhob und wehte, so dass im Gefelse

und im Geäst über dem Ruhenden, wie einst und immer, das Erklingen begann. Der Mensch lauschte und öffnete seine ganze Seele dem Getön und Erbrausen um ihn her und versenkte sich in die Laute, als gäben sie seinem Verlangen Gestalt und die Antwort, die er mit grosser Inbrunst suchte. Da kam es, erst kaum gehaucht, dann fester und klarer, jetzt ganz deutlich und vernnehmbar über seine Lippen:

"Ahuli! Ahuli!"

Mit diesem Ausruf war der Bann gebrochen und die Natur hatte ihm die Beschwörungsformel eingegeben, mit der er das Moorlinchen herbeizurufen vermochte. Ihr Name und ihr Wesen waren ihm offenbar geworden. Ahuli erzitterte wie das Blätterwerk und die Halme im Wind, aber sie musste dem Ruf ihres Namens folgen und kam, seinen Augen unsichtbar, herzu, ganz nah, beugte sich tief zu ihm nieder und erlauschte, atemlos in einer ersten, tiefen Daseinsangst, seinen Wunsch. Sie sah an seinem Mund, dass Durst ihn plagte, und lenkte den Tau aus den Blättern auf seine Lippen. Sie hörte, dass sein Herz stürmisch schlug und ihn bedrängte, und legte die Kühle des Sees auf seine Stirn und Brust, so dass sein Atem ruhiger ging und er in Schlaf sank.

Ach nun, da er ruhte und seine Kräfte keine Gewalt hatten, drängte es sie aus fremdem Machtbereich dazu, ihn heimlich zu berühren. Sie lauschte in die verborgene Traumwelt seines Begehrens nieder und erschrack, denn sie hörte ein pochendes Rauschen, als brandeten Quellen der Tiefe ins Licht empor, als brächen Knospen in der Wärme auf, oder als sänge das dunkle Blut zugleich von überirdischer Gewähr und Dauer, wie auch von Kampf, Tod und Vernichtung.

Unheimlich und schauerlich kam ihr der Mensch vor, und sie entsetzte sich und entfloh, ohne ihn berührt zu haben, ratlos und unstet, als habe der Schlafende, der ihren Namen gerufen hatte, ihr eine Heimstätte geraubt. Die Kühle des klaren Sees lockte sie, und sie blieb dem Menschen und dem